

Ein schweizerisches Nationaldenkmal

Autor(en): **Falke, Konrad**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **13 (1909)**

PDF erstellt am: **29.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-574867>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Von der I. Schweiz. Heimarbeitausstellung. Appenzellerhaus mit Webkeller. Phot. Karl Friedr. Umiker, St. Gallen.

O, sie hatte ihn noch immer gern, jetzt vielleicht mehr als damals vor zwei Jahren! Erst nachträglich, immer deutlicher in der letzten Zeit, war es ihr zum Bewußtsein gekommen, daß die dunkeln Augen des verliebten Jungen es eigentlich gewesen seien, die ihr den Mut und das Glück brachten, deren sie für ihre Künstlerlaufbahn so notwendig bedurfte. Daß sie früher nie daran gedacht hatte? Aber damals hatte ihre Kunst nur dem einen ehrgeizigen Streben dienen müssen, die Achtung und die Liebe eines Pianisten zu erfinden, der erst ihr Lehrer, dann ihr Gatte wurde.

Ihre Züge verdunkelten sich, wurden ernster, als sie an ihren Gatten dachte. Ein seltsamer Mann, den die Welt für einen ausgemachten Künstler erklärte und der in ihren Augen doch nur

ein Virtuose, ein geschickter Handwerker war! Mit all seinem bewundernswerten Können hatte er weniger Teil an ihrer Kunst als der fremde junge Mensch neben ihr, der von Musik wahrscheinlich überhaupt nichts verstand... Gewaltsam schüttelte sie den Gedanken an ihren Mann ab, der heute irgendwo als Künstler von Gottes Gnaden sich anbeten und ihr morgen gewissenhaft ein Paket von Konzertkritiken zukommen ließ und dasselbe von ihr forderte, gleich wie ein Verlobter sich Liebesbriefe ausbittet.

Und Fred? Ihm war sonderbar zu Mute. Die unmittelbare Nähe der Frau, die ihm einst so teuer gewesen und die ihn so tief unglücklich gemacht, wirkte wie eine Befehlung der Vergangenheit. Ohne es zu wollen, sog er den feinen Duft ein, der immer um sie gewesen. Der Wagen schüttelte sie ungestüm nach der einen Seite hin. Jemand machte eine komische Bemerkung, und hernach lachte man. Fred lachte mit, obwohl ihn ein heißer Schauer überlief: er hatte das Knie seiner Nachbarin gestreift. Und im Nu erwachte die Erinnerung an ein ungekanntes befeligendes Gefühl, das er einst

erlebt, als er mit derselben Frau aus der Oper nach Hause gefahren war. Sie hatten in derselben Pension gewohnt und zu viert regelmäßig den Wagner-Zyklus besucht. Auf die Nachhausefahrt hatte er sich immer heimlich gefreut, sie war so stimmungsvoll gewesen...

Janina schien ihm kaum verändert. Etwas voller noch erblüht, ein klein wenig stiller, resignierter kam sie ihm vor. Ob sie wirklich verheiratet war? Sie gab sich wie früher. Er fühlte keine Veränderung in ihrem Wesen, wie er sie in diesem Falle unwillkürlich vermutet hätte. An ihren zierlichen Fingern trug sie eine solche Fülle von Ringen, daß er sie einzeln nicht unterscheiden konnte. Aber ein wenig neugierig war er doch geworden, es zu erfahren.

(Fortsetzung folgt.)

Ein schweizerisches Nationaldenkmal.

Mit fünf Abbildungen nach photographischen Aufnahmen von Anton Krenn, Zürich.

Die große Mehrzahl des schweizerischen Publikums ist sicher etwas überrascht worden durch die Ankündigung, daß in Schwyz ein Preisgericht über Modelle für ein schweizerisches Nationaldenkmal geurteilt habe. Die Idee war wohl in einem Augenblicke patriotischer Erhebung aufgetaucht, als bei der sechsten Jahrhundertfeier auf einer Wiese oberhalb Schwyz die Vertreter der Eidgenossen die Gründung des Bundes feierten. Aber seither war sie längst vergessen. In Schwyz bildete sich ein Komitee, das sich der Sache annahm, gelegentlich wurde an patriotischen Anlässen des künftigen Denkmals gedacht; aber niemand erwartete eigentlich die Verwirklichung. Jetzt hat das Ergebnis des ersten Wettbewerbes, zu dem über hundert Entwürfe eingesandt wurden, die Öffentlichkeit vor eine Tatsache gestellt, mit der man rechnen muß. Freilich noch nicht zahlenmäßig; dazu soll es erst nach der engeren Konkurrenz kommen. Aber eine ästhetische Rechnung wird man heute schon anstellen müssen, wenn nicht unser Nationaldenkmal die lange Reihe künstlerischer Mißgriffe vermehren soll, die bei solchen Gelegenheiten in der Schweiz und im Auslande gemacht wurden.

Die Beurteilung der Presse läuft im ganzen auf einen kaum verhüllten Zweifel an der Notwendigkeit dieses Denkmals hinaus. Die Größe des schweizerischen Heldenzeitalters hat kein feineres Denkzeichen nötig, und wenn wir eines nur daraufhin errichteten, so müßte es eine leere Rhetorik werden. Wir sind längst keine dreinschlagenden Helden mehr, und unsere besten Denkmäler werden aus Stahl und armiertem Beton gebaut. Mit Denkmälern nur rhetorischer Art ist man längst übersättigt.

Eine Gelegenheit bot sich freilich in Schwyz, um das Denkmal einem wirklichen Zwecke dienstbar zu machen. Im Archiv liegen dort die wichtigsten Urkunden aus der ersten Zeit des Schweizerbundes, in einem gewöhnlichen Kasten aus rohem Tannenholz. So weit braucht die republikanische Einfachheit nicht zu gehen. Der Schwyzer Landammann, Herr Näber, erwähnte in seiner Rede an die Journalisten, die zur Besichtigung der Entwürfe versammelt waren, daß man auch an das Archiv für diese wertvollen Reliquien gedacht habe. Leider konnten die Künstler das nicht erraten — im Programm des Wettbewerbes stand nichts davon. Der Gedanke hätte sicher anregend gewirkt, da er zu einer strengeren Konzentration auf eine klare Idee hin gezwungen hätte. Die architektonische Phantasie wäre damit auch nicht eingeschränkt worden. Professor Seippel hat im «Journal de Genève» die Errichtung einer Kapelle für unsere Bundesurkunden gefordert. Man brauchte sich nicht so streng an dieses Wort zu halten. Es ließe sich auch ein tempelartiger Bau errichten, der in die Landschaft hineinpaßte, oder die kleine Kapelle könnte zum Mittelpunkt einer größeren Komposition gemacht werden. Vielleicht wird eines der prämierten Werke, in dieser Art umgestaltet, zur engeren Konkurrenz wiederkehren.

Das Programm ließ den Künstlern nicht nur über die Wahl ihres Themas, die Größe und Art des Denkmals und die Baukosten freie Hand, es stellte ihnen auch vier Plätze zur Verfügung, die allerdings kaum mehr als zwei künstlerische Möglichkeiten boten. Entweder hatte man mit einem der beiden Dorplätze von Schwyz oder mit zwei freien Wiesenplätzen zu

rechnen. Die Schwierigkeiten waren in beiden Fällen nicht gering. Im Dorfe mußte man sich an historisch gewordene, ehrwürdige Baugruppen anpassen, im Freien kam man in Konflikt mit der Natur, die hier so übermächtig ihre Gipfelriesen aufstürmt, daß jedes menschliche Werk daneben verloren ist.

Vielleicht hat gerade diese Schwierigkeit unsere Künstler gelockt. Man erkennt in so vielen nicht prämierten Entwürfen, deren Urheber nicht genannt werden, eine tüchtige Hand, daß man wohl annehmen muß, das Ergebnis des Wettbewerbes stelle eine Ueberflucht über die künstlerische Leistungsfähigkeit unseres Landes vor, die kaum mehr ergänzt werden könnte. Daß kein einziges Modell dabei ist, das wie eine wirkliche Offenbarung sich dem Preisgericht und dem Publikum sieghaft aufgezungen hätte, liegt sicher nicht an den Künstlern, sondern an der Aufgabe, die in ihrer nebelhaften Unbestimmtheit die einen zu hochtönender Phrasologie, die andern zu einer allzu simpeln Gedankenarmut verleitet hat.

Der Entscheid der Jury wird im großen und ganzen das Urteil des Publikums vorausgenommen haben. Ein Entwurf, der zuerst prämiert war und dann zurückgestellt werden mußte, weil der Architekt, der ihn schuf, die Hilfe eines reichsdeutschen Bildhauers in Anspruch nahm, hätte wohl lebhaftere Debatten herbeigeführt. Es war bei weitem die originellste Arbeit. Der Künstler, H. C. Linder, stellte die drei Eidgenossen in mächtig stilisierten Gestalten um ein Schwert herum, das den Mittelpunkt der Gruppe bezeichnet. Ein Hain aus Blutbuchen sollte die einfach würdige Komposition einrahmen, die auf eine hohe bastionartige Terrasse gestellt war. Nachdem aber der Künstler die eine wesentliche Bedingung des Wettbewerbes nicht erfüllte, mußte ein anderer an seine Stelle vorrücken; die Preisrichter wählten nach langem Schwanken dafür den Entwurf eines jungen Luzerners, Uttinger. Dem Geschmack der großen Mehrzahl des Publikums haben sie damit sicher entsprochen.

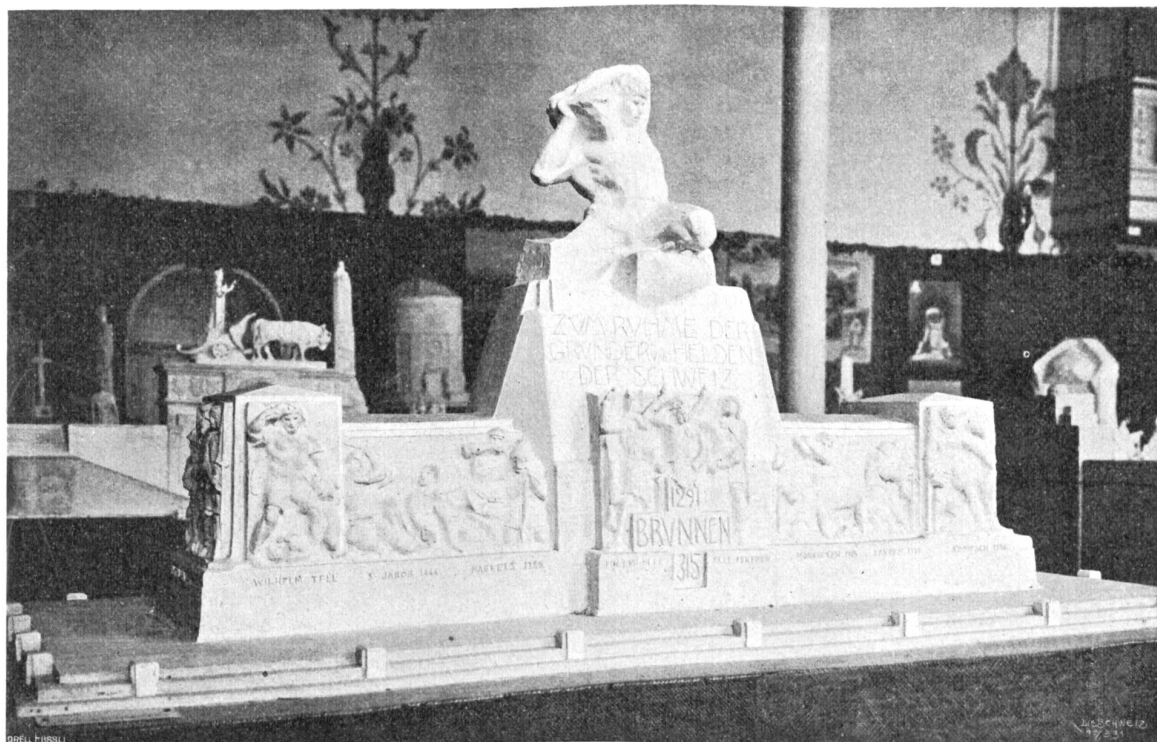
An dieser Stelle genügt eine eingehendere Betrachtung der fünf preisgekrönten Entwürfe nicht nur darum, weil sie wirklich die guten Ergebnisse der Konkurrenz fast restlos zusammenfassen, sondern vor allem, weil ihre Urheber allein zum engern

Wettbewerb zugelassen werden, der erst über den endgültigen Sieg eines Künstlers und auch darüber entscheiden wird, ob es sich wirklich lohnt, ein schweizerisches Nationaldenkmal zu errichten.

Zwei von den auserwählten Werken legen das Hauptgewicht auf plastische, die übrigen auf die architektonische Wirkung.

Die beiden bildhauerisch gedachten Entwürfe gleichen sich in der Wahl des Hauptthemas. Beide haben die früher beliebte Helvetia, die doch nur eine rein rhetorische Allegorie war und niemals ein wirkliches Volksbewußtsein ausdrückte, bei Seite gelassen und unser „heroisches Zeitalter“, auf das man in Schwyz so großen Wert legt, durch die Gestalt eines kräftigen Jünglings versinnbildlicht, eines Kriegers, der zum Dreinschlagen bereit ist. So sympathisch die Erregung einer nichtsagenden Figur durch eine reale, auch plastisch ungleich wertvollere Darstellung ist, so wird man doch Bedenken darüber haben, ob ein kräftiger Krieger wirklich den ganzen Gehalt schweizerischen Volkstums erschöpfen kann. Ein geistreicher Freund meinte sogar boshaft, diese Entwürfe wiesen allzusehr in die Vergangenheit; denn heute sehe man es in der Schweiz gar nicht gerne, wenn einer wirklich mit dem groben Knüttel dreinschlage. Aber selbst in frühern Zeiten ist unsere nationale Größe doch nicht nur mit Schwert und Gewehr allein geschaffen worden. In einigen unserer Sekundarschulbücher besteht freilich die ganze Schweizergeschichte immer noch aus Krieg und Sieg. Bei einem Nationaldenkmal sollten wir etwas zurückhaltender sein. Man hofft doch wohl gerade in Schwyz auf einen starken Besuch des Denkmals durch die Fremden; die aber könnten durch Kriegerfiguren an eine Eigentümlichkeit unserer Geschichte erinnert werden, von der wir sonst nicht gerne hören, an die Reisläufererei.

Angst stellte seinen Jüngling in die Mitte über einer hohen Mauer, die er mit vielen, im Entwurf etwas unklaren Reliefdarstellungen gliedert. Die Mauer allein wäre ein viel besserer Sockel für die Gestalt, die einen der „Geächteten“ darstellt, die bei Morgarten in den Kampf eingriffen und von der Höhe Felsblöcke auf die Feinde herabrollten. Daraus ergab sich zwanglos



Nationaldenkmal in Schwyz. Preisgekrönter Entwurf von Charles Albert Angst, Gené-Paris (Motto „Heldenzeitalter“).



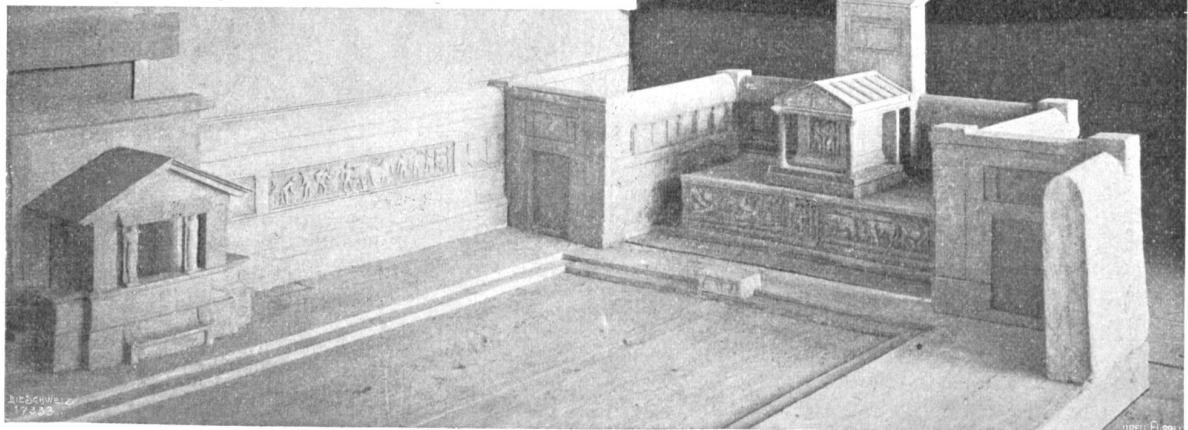
Nationaldenkmal in Schwyz. Preisgekrönter Entwurf von Dr. Richard Kiffling, Zürich (Motto „Granit“).

eine im Raum und Umriss fest konzentrierte Figur, die dabei eine starke und geschmeidige Bewegung aufweist. Das Preisgericht hat den Entwurf, der im ganzen Aufbau sonst kaum an einige nichtprämierte heranreicht, sicher um dieser Kriegergestalt willen ausgewählt.

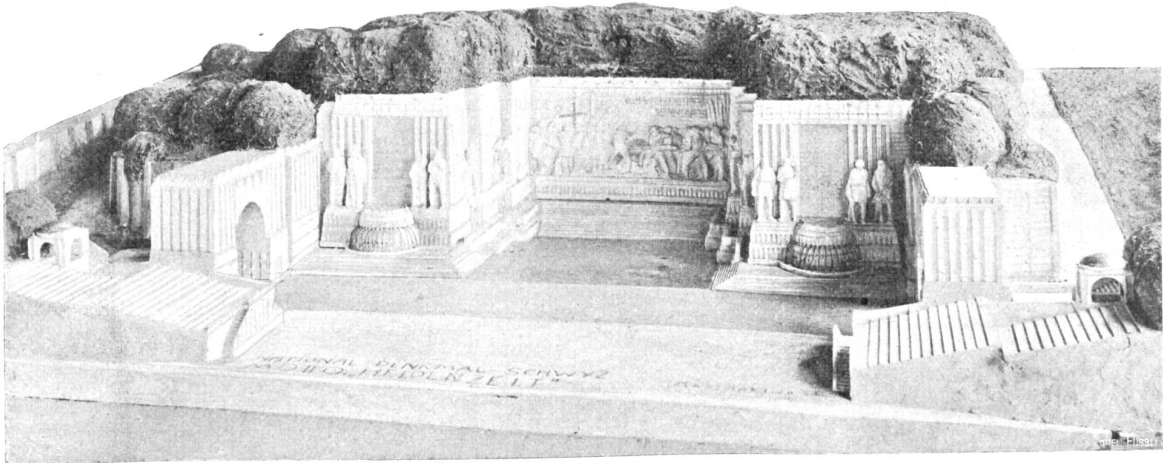
Ungleich monumentaler wirkt der Entwurf Kifflings, der sich selber eine höchst achtenswerte künstlerische Disziplin auferlegt hat. Er verbindet den Sockel und die Statue zu einem einzigen, nur leicht rhythmisch unterbrochenen Umriss, der nur die Höhenentwicklung in steilen Linien ausprägt. Der Sockel, der mit leichten Relieffiguren geschmückt wird, ist sehr schlank; darauf steht der Jüngling, der rücksichtslos den Typus des Inneren-Schweizers charakterisiert, vielleicht sogar übertreibt, mit zum Schläge gerüsteter Waffe. Die ganze Haltung des Mannes drückt das ungebändigte Heldentum trefflich aus; aber der kleine Kopf auf dem stämmigen Leib böte für mutwillige Kritiker allzu leichten Stoff. Viel schwerere Bedenken erheben sich freilich gegen Kifflings Entwurf, wenn man sich den Ort der Aufstellung vor Augen hält. Der Künstler sieht vor, daß er, in einer etwas kleinern Ausführung, auf dem Dorfplatze aufgestellt werden soll. Abgesehen davon, daß man den stillen Frieden eines in Jahrhunderten gewachsenen Platzes nicht unnötigerweise stören sollte, würde der Entwurf, der seiner ganzen Idee nach in einem

kolossalen Maßstabe gedacht ist, in einer Verkleinerung etwas Unausgeglichenes, Unzulängliches bekommen. Im Freien aber, wo seine dreißig Meter Höhe unbeschränkter Raum hätten, müßte das schlanke Denkmal unterliegen. Die Konkurrenz der Natur ist gerade in Schwyz zu übermächtig. Zu allen Zeiten hat man die Erinnerungszeichen der Menschheit in einen gewissen Gegensatz mit der umgebenden Natur gebracht. Die horizontale Linie der Ebenen unterbrach man mit den hohen Türmen oder mit der Pyramide. In den Bergländern von Indien dagegen errichtete man Terrassen, die eine in der Natur nicht gegebene Richtungslinie schufen. In Schwyz liegen die Verhältnisse nicht anders. Jede Entwicklung in die Höhe verschwindet vor der Wucht der beiden Mythen; die Horizontale allein kann das Werk der Menschen wirkungsvoll in die Landschaft einprägen.

Die drei architektonischen Entwürfe beruhen auf dieser Erkenntnis. Da im Programm von der fruchtbaren Idee eines Heiligtums für unsere Bundesbriefe nichts gestanden hat, konnte die Anlage eines kleinen Tempels, einer Kapelle nur solchen Architekten einfallen, die rein rhetorisch die Aufgabe zu lösen dachten. Es gibt unter den nicht prämierten Entwürfen eine ganze Reihe solcher Bauten, darunter sogar einen recht guten, der auf den Platz zu stehen käme. Für die Baukünstler, die ihren Schöpfungen einen wirklichen Zweck zu unterlegen wünschten, blieb nichts anderes übrig als die Anlage eines gewaltigen Festplatzes. Unsere Vorliebe für prunkvolle Massenaufzüge und imposante Versammlungen soll einen monumentalen Rahmen bekommen. Der Gedanke ist an sich recht beachtenswert; nur ist wohl ge-



Nationaldenkmal in Schwyz. Preisgekrönter Entwurf von Architekt Otto Bollinger und Bildhauer Toni Schrödter, Zürich (Motto „Heiligtum“).



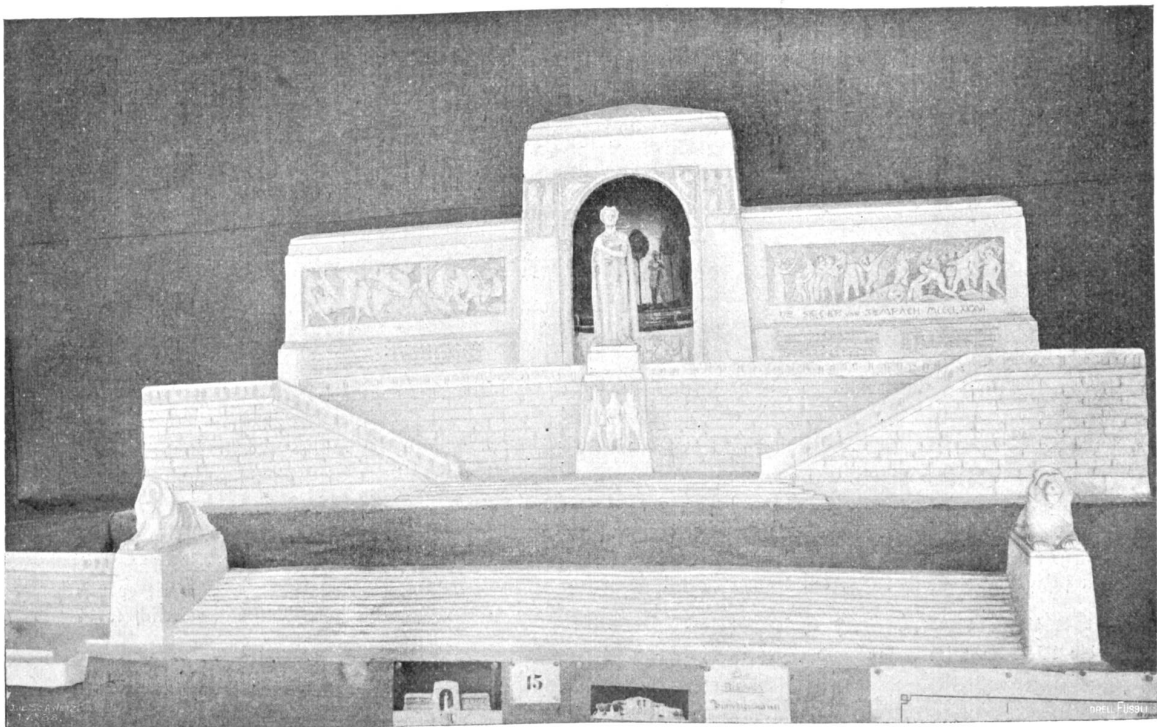
Nationaldenkmal in Schwyz. Preisgekrönter Entwurf von H. G. Preconi, Luzern-Dresden (Motto „Helbenzeit“).

rade Schwyz, wo nur selten große Volksmassen zusammenkommen, nicht der rechte Platz. Dazu haben die drei Künstler um die Wette mit den Hilfsmitteln der Architektur eine Verschwendung getrieben, die an eine Ausführung der eingereichten Entwürfe gar nicht denken läßt. Wenn das Nationaldenkmal wirklich unumgänglich nötig ist, so hoffen wir im engern Wettbewerb diese Architekten mit einfacheren Anlagen wiederkehren zu sehen. Auf die Größe brauchen sie darum nicht zu verzichten; wenn sie in die Mitte einen Bau stellen können, der durch die Aufnahme der Bundesbriefe schon dem ganzen Werke einen Stimmungsgehalt sichert, so dürfen sie ruhig viel allegorisches und historisches Figurenzeug bei Seite lassen.

Der Entwurf des Architekten Zollinger, der sich von Bildhauer Schrödter den plastischen Schmuck ausführen ließ, erscheint freilich gar nicht diskutabel. Er bedeutet eine tüchtige Talentprobe, die dem Künstler bei jeder Ausstellung einen Achtungserfolg sichern würde. Aber schon die Einzelformen seiner Dekoration, die etwa auf den Kulturkreis von Mykene

oder des minoischen Kreta hinweisen, wären in Schwyz ungefähr ebenso heimisch wie eine chinesische Pagode. Freilich schließt der Architekt sein Werk sorglich von jeder Umgebung ab. Es ist ringsum von hohen Mauern umschlossen, sodaß eine reine Innenwirkung zustandekommt, wie im antiken «Templum». Das Eingangstor führt unter einer „Ehrenloge“ durch, auf der man sich mit Mühe unsere Bundesväter im Zylinder oder Schlapphut denkt. Gegenüber und an den beiden andern Seiten liegen drei Tempel, die den drei Waldstätten entsprechen. Man mag sich den architektonischen Gedanken in beliebige Formen verwandelt vorstellen, er wird dennoch von aller heimischen Ueberlieferung soweit entfernt sein, daß die Prämierung dieses Entwurfes ganz unbegreiflich scheint.

Der zuletzt noch in die engere Konkurrenz vorgerückte Entwurf Utingers zeigt freilich auch ganz ungewohnte Formen; aber er schließt sich überhaupt an keinen historischen Stil an. Dafür überhäuft er alle architektonischen Glieder mit so endlosen Schmuckmotiven und stellt so viele kleine Einzelheiten,



Nationaldenkmal in Schwyz. Preisgekrönter Entwurf von Eduard Zimmermann, Stans-München (Motto „Ur-Schwyz“).

Statuen und Tempelchen davor und darum, daß die gar nicht komplizierte Idee der Anlage fast verhüllt wird. Sie will vor allem für Festaufzüge einen idealen Hintergrund schaffen. Die Triumphstraße ist ihr Zentralmotiv; sie führt an einem langen Wiesenplatz vorüber, der am andern Ende durch eine Terrassenanlage mit Feuerturm abgeschlossen würde. Hinter ihr wächst eine hohe Mauer empor, die an beiden Enden des Platzes sich als Triumphbogen über die Feststraße fortsetzt und auf drei Seiten einen Teich umgibt. Die wie es scheint unumgänglichen Darstellungen aus der Schweizergeschichte können auf dieser Mauer in Reliefdarstellungen gebracht werden. Das Ganze wird von Bäumen bekrönt, die den reichen malerischen Gesamteindruck allerdings vervollständigen, aber über die Kostenfrage einer solchen Anlage noch mehr Unklarheit schaffen.

In Schwyz war man sofort über das Projekt Zimmermanns begeistert und scheint dem Künstler nahegelegt zu haben, seine Anlage mit einem Anbau für die Bundesbriefe zu versehen. Das würde nun freilich eine völlige Umgestaltung erfordern; denn der Architekt hat offenbar nicht mit dieser Möglichkeit gerechnet. Auch ihm war es um den Festplatz zu tun, für den sein monumentaler Treppenaufbau nur einen Abschluß bedeutet. In der großzügigen Einfachheit dieser Terrasse, zu der Freitreppen hinanführen und die oben eine wichtige, in der Mitte zur Rundnische ausgeweitete Mauer trägt, kommt noch am ehesten etwas vom schweizerischen Charakter zur Gel-

tung. Aber wenn diese Apsis, vor die eine Kolossalstatue gestellt werden soll, dann einen Mosaikschmuck auf goldenem Grund erhält, so wird das an und für sich schon südliche Motiv so sehr ins kirchlich-feierliche erhoben, daß es für die Leute von Schwyz sicher „töteln“ würde; es wäre auch in Italien noch ein Camposanto. Ganz unverständlich ist es, wie man auf den Gedanken kommen konnte, einen Anbau, wohl hinter der Apsis, zur Aufnahme des Archivs zu planen. Das Motiv der großen Nische hat seine eigenartige Bedeutung als Abschluß; als Tor wird es nur in der persischen und indischen Kunst verwendet und erfordert dann hohe Kuppelbauten. Der Architekt wird sich gewiß dagegen sträuben, einen einheitlich gedachten Entwurf nachträglich durch ein unorganisches Anhängsel umzudeuten.

Die fünf preisgekrönten Künstler haben nun Gelegenheit, ihre Ideen auszubauen; vom Ergebnis der engeren Konkurrenz wird möglicherweise das Schicksal des Nationaldenkmals überhaupt abhängen. Wenn sich dann kein größerer Enthusiasmus geltend macht, so wird man die Mittel für das Denkmal nicht aufreiben können. Sie mögen nun sehen, ob es ihnen gelingt, aus der lebhaftesten Diskussion dieser Tage nutzbringende Anregungen zu ziehen. Wenn die zweite Ausstellung in Schwyz einst einen Entwurf zeigt, der zu Ehren unserer großen Vergangenheit die besten lebendigen Kräfte unserer Kunst erweckt, so wird gewiß kein Opfer zu groß sein, ihn zu verwirklichen.

Sector G. Preconi, Zürich.

Dramatische Rundschau.

III.

Wenn diese Zeilen im Druck erscheinen, hat das zürcherische Premierenpublikum bereits einen unter allen Umständen historischen Tag hinter sich: die erste Aufführung von Goethes „Faust“, bei der beide Teile an einem Abend gegeben wurden! Dieses ungeheure Unterfangen, zu dem die Initiative von Direktor Alfred Meucker ausging, wird dadurch möglich, daß sich der erste Teil große Kürzungen gefallen lassen muß, während vom zweiten, ebenfalls mit bedeutenden Strichen, nur die beiden letzten Akte Berücksichtigung finden, in denen Faust wieder ins „Rauschen der Zeit, ins Rollen der Begebenheit“ eintritt.

Gestrichen wurde nach folgenden Prinzipien: 1. Herausarbeitung des menschlichen Gehaltes der eigentlichen Fausttragödie; 2. Ausscheidung des überfönnlich-phantastischen Elementes, soweit seine szenische Darstellung den dichterischen Gehalt doch nicht überzeugend wiederzugeben vermag; 3. Erzielung möglicher Knappheit, Verständlichkeit und Wirklichkeit des dramatischen Geschehens. Diesem Programm ge-

mäß wurde, mit Ausnahme der himmlischen Anfangs- und Schlußszenen, Folgendes weggelassen: Auerbachs Keller, die Hexentüche, Wald und Höhle, Walpurgisnacht; der zweite Teil setzt dort ein, wo Faust dem Kaiser die Schlacht gewinnen hilft, zeigt aber eine Bearbeitung, die sich hier in Kürze nicht beschreiben läßt. Die Aufführung findet mit neuen Dekorationen auf der Pfauenbühne statt; bei dem Interesse, das die Münchner und Berliner Aufführungen des „Faust“ (nur des ersten Teiles!) erweckt haben, ist zu erwarten, daß der kühne Versuch unseres Stadttheaters, endlich einmal der Gesamtdichtung Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, über alles Gelingen oder Nichtgelingen hinaus Aufsehen erregen wird.

Indem wir das Publikum auf dieses uns am nächsten liegende Theaterereignis hinweisen, bemerken wir gleichzeitig, daß wir künftig auch über die wichtigsten Aufführungen der andern bedeutenden Theater in der Schweiz zu referieren gedenken.

Konrad Falke, Zürich.

Epigramme.

Von Gottfried Bohnenblust, Zürich.

Geschichte.

Uns ist Geschichte die freundliche Frau, die Großes und Kleines, Jedes Vergangne vereint fasset in goldenem Ring. Alles, was erst vereinzelt in Endlichkeit lebet und schwindet, Wird durch ihr gütiges Aug' dauernd zum Leben erweckt.

Einer und alle.

Jeglicher baut einen Garten auf harter gemeinsamer Erde; Langsam auf engem Gebiet reißt die erwartete Frucht. Drauf genieße vom Baume des andern und reiche vom deinen; Aber dann schaffe auch gleich rüstig am Eigenen fort!

Entwicklung durch Gegensatz.

Freilich, die Welt liegt im argen, und schief ist die Lage des Lebens; Doch in dem Gegensatz erst wird uns das Gute zum Gut.

Verlegenheit.

„Sagen Sie doch, wie bring' ich den Unbequemem zum Schweigen?“
„Hören Sie bloß, was er sagt, prüfen und werten Sie dann!“
„Aber ich kann weder prüfen noch werten, und doch soll er schweigen!“
„Na, dann sagen Sie nur: Ach, Sie sind eben zu jung!“

Eigennutz.

„Sprich, warum lehrst du den Schüler die Kunst?“
„Damit er mir folge; Baut er später allein, schlag' ich ihn feierlich tot!“

Frage.

Lieb' ist verzehrendes Feuer — Ist Ehe die dauernde Asche, Die den lebendigen Kern treulich und sorgsam bewahrt?